



## Buchidee

Hier soll es jetzt mal ein Stück weitergehen.

Ich habe mich an deinen Vorschlag gehalten, Selanna, und bin schon ein gutes Stück weiter mit der Handlung voran. Ich habe entschieden, weiter mit den kursiven Abschnitten zu arbeiten. Sie sollen letztendlich wie Teile zu einem Puzzle stehen. Der folgende Abschnitt ist nach wie vor unbearbeitet.

Mich würde interessieren, ob hier schon viel zu deutlich ist, worauf es hinausläuft oder ob weiterhin Interesse besteht.

Vielen Dank allen, die sich Zeit dafür nehmen!

.....Frau Dublonski weiß nicht so recht, wann sie das letzte Mal ruhig geschlafen hat.

Und daran wird auch das Geld nichts ändern können. Was soll sie damit auch anfangen? Es verschenken? Das kommt ihr nicht richtig vor. Seinem Zweck nach ist es für Größeres gedacht. Aber was ist dieses Große, das man sich unters Kissen legt und wann hat Frau Dublonski sich endgültig frei davon gemacht? Der Hund hat den Spaß am Graben verloren und nagt jetzt an einer Rinde herum. Sicher, zunächst ließe sich für das Wohl des Hundes sorgen. Frau Dublonski weiß nicht, was dieser Hund gern zu Fressen hat. Sicher wird er sich, wie alle anderen Hunde auch, für eine Portion Fleisch interessieren. Frau Dublonski selbst mag nichts mehr essen, das einmal Augen gehabt hat, aber so ein Hund braucht ja, was die Natur eben für ihn vorsieht, warum nur hat sie sich diesen Hund auch andrehen lassen. Den Hund und das feucht gewordene Papier, alles beinahe wie ein Wink des Schicksals. Aber Frau Dublonski glaubt nicht mehr an das Schicksal. Vielleicht an seltsame Zufälle, manchmal an dumme Zufälle, obwohl ja ein Zufall per Definition auch nicht dumm sein kann, jedenfalls aber passierte etwas. Dem konnte man sich kaum entziehen und weil Frau Dublonski von ihren eigenen Gedanken schon ganz zufällig ist, legt sie das mit dem Hund und das mit dem Papier auf den Stapel mit den zufälligen Sachen.

Zum Fleischer, dem Hund einen Vorrat besorgen, viel weiter denkt Frau Dublonski nicht, holt das Tier ein und schultert ihre Habe, die Tasche. Darin, außer dem vielen Geld, eine Lesebrille mit kaputtem Glas, mehrere Lagen fein säuberlich zusammengefaltetes Küchentuch, die flache Identitätskarte, eine kleine Flasche Arsenikum album und vergraben unter Woll- und Stoffresten eine Postkarte aus Honduras. Frau Dublonski lässt den Hund gern vorangehen, weil sie selbst noch keine Richtung hat. Wenn man denn wirklich mal etwas sucht, kann es sein, dass man es nicht mehr auffinden kann. Die großen Tempel sind nicht nach Frau Dublonskis Geschmack, zu viele Menschen, viel zu viel Zeug und 50 Cent für einen Toilettengang. Die Fleischtheke im Supermarkt? Frau Dublonski kennt noch den Konsum, als man in aller Herrgottsfrüh mit Pfennigen in der Hosentasche für ein paar Schrippen angestanden hat. Manche Menschen sind einfach nicht dafür gemacht. Aber heute, das ist ja auch nicht recht, mit Kindern wie Heuschrecken, Jugend wie schmutziger Gerste und Alten, die sich ganz heimlich auflösen, als wenn es sie nie gegeben hat.

Der Hund zerrt Frau Dublonski in Richtung Ententeich. Grüne Grütze umzäunt von Betonwänden, die Städter füttern zu viel und der Hund erschnüffelt die Reste ihrer Hinterlassenschaften. Auch die Enten hat er schon erspäht. Seine fast noch welpenweichen Haare an Hals und Rücken stehen ab. Er zerrt wie irr geworden und Frau Dublonski hat nicht viel entgegensetzen, außer einem: "Huch", und einem: "Ach".

Wie ein Kind an der Drachenleine stolpert, ja, fliegt sie fast, über die kniehohe Brüstung und nach allen Regeln der Schwerkraft, mitten hinein in das schwammige Grün. Ihr Rock bauscht sich zur tellerflachen Seerose auf, sie selbst ragt als Blüte heraus, etwas mickerig, gekrönt besonders von ihrem voluminösen Einkaufsnetz, die Enten retten sich in Unterholz und irgendjemand lacht. Frau Dublonski dreht sich im schlammig warmen Wasser der Stimme zu, denn der Hund ist jetzt umgänglich und buddelt am Ufer das nächste Loch in den Sand.

Da stehen zwei Kinder, nicht gerade feingemacht, ohne elterliche Obhut und deshalb in Einigkeit, vielleicht



## Buchidee

aber auch ein bisschen verloren da.

Das Jüngere ist jenes, das so herzlich lacht, erfolglos gemaßregelt vom Älteren, dessen ernstes Gesicht Frau Dublonski nun wirklich zu schaffen macht. Also fängt auch sie mit dem Lachen an, nicht so lauthals, dass es erschreckend wirken könnte, eher verschworen, schwebend auf einem Moment der Zwanglosigkeit, wie sie ihn vielleicht verschenken kann, und siehe da, nun ist es so, dass auch das ältere Kind nicht mehr an sich hält und Frau Dublonski fühlt sich wunderbar, obwohl alles an ihr immer weiter durchnässt: Strumpfhose, Leine und Rock, und auch die grüne Tasche, deren Inhalt über nichts hinwegtäuschen kann.

### Markus, 14.02.1960

*Irgendwann ging ich dann öfter mit Susann. Wir liefen nur still nebeneinander her, aber das hat nicht gestört. Der Weg am Maisfeld damals streckte sich eine halbe Ewigkeit und wo da noch andere Schritte waren, kam es mir weniger einsam vor. Ich habe dann zu ihr aufgeholt, ich weiß nicht mehr genau, warum. Vielleicht wollte ich vor ihr an der Abzweigung sein, weil das Nachzügeln einen faden Hauch vom Verlieren zu mir herüber geweht hat. Aber sie wollte sich nicht schlagen lassen, ist gerannt, als wär' ihr der Teufel am Kragen. Die klobige Mappe auf ihrem Rücken klappernd und schwankend wie eine Büchse bei Seegang. Erst, als ich auf ihrer Höhe war, ist sie merklich zurückgefallen und dann hab auch ich mich zurückfallen lassen. Das Gewinnen hat ohne Verlierer keinen Sinn mehr gemacht. Ich habe ihr damals nicht gesagt, dass sie mit ihren kurzen Mädchenbeinen und den viel zu großen Schuhen schneller als Jakob war. Wir haben nicht viel reden müssen, um über einander Bescheid zu wissen. Ich wusste, dass ihr Vater eine Kriegsbeule hatte, direkt unter dem Auge, auf dem linken Wangenknochen sitzend, ein Granatsplitter soll schuld daran gewesen sein, und ich wusste, dass er und ihre Mutter Kräuter banden. Man konnte sie sehen, wie sie in Bergen von Petersilie und Schnittlauch auf der Veranda saßen, still und beschäftigt, nur ab und an die Arbeit unterbrechend, um die Gläser zu füllen, hellen Schnaps wie mein Vater ihn an langen Abenden manchmal trank. Susannas Bruder Kay war, was meine Mutter mit pikiert gekräuselter Nase einen Rowdy nannte, zwei Jahre jünger und bar jeder Vernunft. Heimlich bewunderte ich ihn für seinen Mut, noch auf den höchsten Baum zu klettern und der Frau Irmischer zu widersprechen, selbst, wenn die ihn mit langgestrecktem Arm schon des Zimmers verwiesen hatte. Er wirkte älter, kräftiger und derber als Susann, die vielleicht nicht wachsen konnte, weil man sie kleinhielt, aber das wurde mir erst sehr viel später klar. Ich hatte dem Leben auch nicht viel mehr entgegenzusetzen, als den dritten Platz bei der jährlichen Matheolympiade. Ich war kränklich und für einen Jungen meines Alters wohl auch zu schwach. Meine Mutter schleppte mich mit sorgenvoller Miene von Arzt zu Arzt und am Ende dann hinaus aufs Land. Dort verging kaum ein Monat und sie wurde mürrisch wie ein erschöpftes Kind, vor dessen Launen mein Vater sich in die Arbeit flüchtete. Meine Mutter versteckte sich ihrerseits, im Haus vor der sengenden Sommerhitze, im Schlafzimmer vor dem Tagewerk, das wegen der Drewert Luise, die kochte, backte und die Teppiche klopfte, eigentlich nur aus Kontrollen bestand. Vielleicht war es deswegen, dass sie immer kränklicher und schwächer wurde und vielleicht war es deswegen, dass ich mich in meiner Not mit Susann zusammentat.*

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).